IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Filmbetrachtung: The Killing of a Sacred Deer

Norbert Mink

Ungeduldig dem Kampf entgegenfiebernd dümpeln die Griechen mit ihrer gewaltigen Flotte vor Aulis: eine nicht enden wollende Flaute verhindert den Aufbruch der Helden nach Troja. So depotenzierend straft eine Göttin. Der Heerführer der Achaier, der mächtige Agamemnon, ist zuvor unerlaubt in den geweihten Hain der Artemis eingedrungen, um einen ihrer heiligen Hirsche zu erlegen. Nun wütet die Göttin. Doch nicht über das Waidwerk ist sie erzürnt, sondern darüber, dass der stolze Anax andron – der „Herr der Männer“ – in patriarchaler Hybris sich ihr gegenüber auch noch mit seiner Freveltat brüstete. Entsprechend wählt sie ihre Strafe: er soll sich entscheiden zwischen seiner Würde als Familienvater und seinem Stolz als Feldherr. Opfert er ihr die Tochter, kann er unverzüglich seine Soldaten in die Schlacht führen.

Auf diese mythische Episode bezieht sich der Titel des vierten Films des griechischen Regisseurs Yorgos Lanthimos. Wie in der Sage geht es um den Umgang mit individuellem Fehlverhalten – und um die Folgen einer kleinlauten Weigerung, Verantwortung hierfür zu übernehmen. Lanthimos eröffnet mit seinem Film dabei eine reizvolle Fragestellung: wenn – wie Hegel in seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ postuliert – Schuld Komplement eines freien Willens als Ausdruck einer gelungenen Individualisierung ist, kann dann eine Ent-Differenzierung des Subjekts für seine Ent-Schuldigung sorgen? Erlangen wir durch den Regress auf eine normierte Alltagsfunktionalität, auf ein dann sinnentleert unpersönliches Leben also, unsere verlorene Unschuld wieder?

Der Film findet eindringliche Bilder für diese Frage. Schon in der Eingangssequenz sind wir minutenlang und leinwandfüllend konfrontiert mit einem monoton schlagenden Herz in einem operativ geöffneten Brustkorb, unterlegt von Schuberts „Stabat mater“. Beides, Bild und Ton, Ausdruck eines demütigen Verzichts auf den eigenen Willen zugunsten eines gefügigen Funktionierens – und damit zugleich auch Ausdruck der passiven Schuldunfähigkeit?

Nun, sauber sind sie jedenfalls, die Hände von Dr. Steven Murphy, nachdem er sich aus seiner OP-Kluft als Herzchirurg herausgeschält hat und die blutigen Handschuhe entsorgt. Zwar starb ihm unlängst durch Unachtsamkeit bei einer Operation einer seiner „Fälle“. Dass er sich seither gelegentlich mit Martin, dem heranwachsenden Sohn des getöteten Patienten trifft, geschieht jedoch eher aus dumpfer Ratlosigkeit als aus subjektivem Verantwortungsgefühl. Er ist sich keiner persönlichen Schuld bewusst, denn für ihn gilt allgemein: „Chirurgen töten keine Menschen!“. Auch Martin ist offensichtlich nicht an Mitgefühl oder gar Reue interessiert: man hat ihm den Vater genommen – jetzt fordert er schlicht Ersatz. Steven soll die Lücke füllen.

Doch hinter seinem patriarchalischen Agamemnon-Bart ist Steven kein Vater. Weder für Martin, noch für seine eigenen Kinder. Und er ist es auch nicht in den Augen seiner Ehefrau Anna, die sich ihm im Sexual-Ritual völlig passiv unter vorgeblicher „Allgemeinanästhesie“ darbieten muss, damit er als Fach-Mann im Rollenspiel aktiv werden kann. Die wohlsituierte Fassade der Murphys ist in jeder Hinsicht im Umgang miteinander

auf ein Minimum an persönlichem Austausch reduziert. Gegen diesen durch Konventionen verallgemeinerten Lebensentwurf lehnt sich präpubertär nur der Sohn Bob auf: er will abweichend von der Norm die Haare lang tragen wie die Mutter. In einer Atmosphäre, die auf den ängstlich vorbeugenden Ausgleich von Differenzen – „wir alle haben schöne Haare!“ – getrimmt ist, wird über das verhaltene „Nein“ des Vaters zur Aufsässigkeit des Sohnes peinlich berührt hinweggehört.

Dabei richtet sich das „Non-du-père“ (Lacan) schon im Sprechakt unverkennbar gegen den Wunsch nach Entdifferenzierung – in Freuds Diktion: gegen den Wunsch nach inzestuöser Rückkehr in den Mutterleib, gegen die Sehnsucht nach einer die Individualität auflösenden Entgrenzung in phantasmatischer Symbiose. Dem gegenüber wird gerade durch die Versagung die symbolische Vorstellung vom Vater – der „Nom-du-père“ – in der kindlichen Entwicklung zum „Signifikant des Mangels“ (Lacan) und damit zum Kristallisationspunkt einer symbolgeleiteten innerseelischen Ordnung. Denn indem das Kind beginnt, den schmerzlichen Verzicht mit seinen Fantasien zu überbrücken – Symbole für das Abwesende zu entwickeln also –, findet es selbst einen verbindlichen Platz in der zugrunde liegenden symbolischen Ordnung und, darauf fußend, im familiären und gesellschaftlichen System. Jeder Unterschied macht dabei auf einen Mangel und damit umgekehrt ebenso auf eine Fülle aufmerksam. Die innerfamiliäre Anerkennung solcher vom Kind wahrgenommenen Differenzen – auch und gerade der Unterschiede zwischen den Geschlechtern – legt den Grundstock für eine stabile eigene Identität, die – im Sinne Hegels – stets das Wissen um die Nicht-Identität des anderen einschließt. Wird eine solche Differenzierung jedoch zugunsten einer widerspruchsfreien „absoluten Identität“ – im Sinne Schlegels – aufgegeben, dann fällt Subjektives mit Objektivem in eins, dann lassen sich spontan erfundene Fake-News nicht mehr von allgemein verbindlichen Gesetzen unterscheiden. Und dann bleibt mit der Gewißheit einer mit anderen zu teilenden Wahrheit auch das Empfinden von eigener Verantwortung und Schuld auf der Strecke.

Der freie Wille zur Tat wird dann folgerichtig durch eine externalisierende Funktionalisierung der Gründe des persönlichen Handels – „keine Zeit!“ – jeder klärenden Auseinandersetzung im Diskurs entzogen. Eine solchermaßen als funktionaler Fehler verschleierte individuelle Schuld kann nicht mehr durch Reue und Wiedergutmachung abgetragen werden. Vielmehr lässt sich die gestörte Ordnung dem Talionsprinzip folgend nur noch durch eine archaische Umkehr der auslösenden Tat – „Aug um Aug!“ – ihrerseits mechanistisch wiederherstellen.

So fällt auch die Strafe für Stevens Mord archaisch aus. Nachdem deutlich wird, dass er den getöteten Vater weder auf realer, noch auf symbolischer Ebene ersetzen kann, offenbart ihm Martin: „Du brachtest einen aus meiner Familie um – jetzt musst Du einen aus Deiner Familie töten!“ Anderenfalls, so die Prophezeiung, würden alle übrigen Familienmitglieder erst Lähmungen entwickeln und dann rasch sterben. Mit dieser surrealen Wendung, die der Auflösung der verbindlichen symbolischen Ordnung durch das Fehlen der skizzierten „Nom-du-père“-Funktion entspricht, soll „Gerechtigkeit“ (im talionischen Sinn) hergestellt werden. Doch auch als der Fluch längst zu wirken beginnt – der Sohn Bob kann sich aus eigener Kraft nicht mehr bewegen – delegiert Steven seine individuelle Verantwortung an medizinische Untersuchungsergebnisse und an idealisierte Autoritäten. Das kann weder seinen eigenen Mangel beheben, noch den von Martin und Bob. Auch die Drohungen, die Steven den beiden Söhnen schließlich entgegenschleudert, machen nur eins deutlich: dass nämlich dem familiären System irremachend das Zentrum fehlt.

Man kann es für die gesellschaftliche Entwicklung als Gewinn ansehen, dass in aufgeklärten Familien die androkratische Herrschaft der Patriarchen weitgehend zugunsten einer formalen Gleichheit der Geschlechter

überwunden wurde. Werden jedoch zur Beschwichtigung männlicher Verantwortung für das zuvor herrschende Unrecht mit dieser forcierten Egalisierung der sozialen Rollen ausweichend auch zentrale Aspekte der geschlechtsbezogenen Identität nivelliert, dann verliert der grundlegende Diskurs der Geschlechter in der Familie seine Kompassfunktion für die Heranwachsenden. Und dann begegnen gerade die Söhne heute – ähnlich dem Ödipus in der antiken Sage – an den Kreuzwegen ihres Reifungsprozesses bestenfalls noch (alten) Männern, die sie dann spurlos für ihre Identitätsentwicklung leichtfertig aus dem Weg räumen können. Väter jedoch, die verbindliche Grenzen im familiären System verantworten und die gerade in der angemessenen Versagung den Söhnen nicht nur den Anschluss an die symbolische Ordnung vermitteln, sondern die sich immer wieder auch der Konfrontation stellen, in der ein Selbsterleben eigener Männlichkeit sich entwickeln kann, haben sie dabei nur allzu oft längst verloren. Aus diesem Mangel an Differenzierungschancen resultiert dann sowohl die Unfähigkeit des einen Sohnes, auf eigenen Füßen zu stehen – er hat sich gleichsam mit der Schwäche des realen Vaters identifiziert –, als auch die präsumptive Allmacht des anderen, der stattdessen narzisstisch mit der grandiosen Potenz eines so nie erlebten Fantasie-Vaters verschmilzt.

Geht nämlich die Möglichkeit zur konturierenden Auseinandersetzung mit einem als nicht-identisch wahrgenommenen Gegenüber strukturell verloren, so bleiben nur Identifikation und Verschmelzung als regressive Auswege zur Objektüberwindung. Beides sind archaische Notlösungen, beide gleichermaßen auf die spurlose Auslöschung des zuvor Nicht-Identischen ausgerichtet. Es kommt zur Ent-Persönlichung des Gegenübers, das damit gänzlich seiner individuellen Einzigartigkeit beraubt wird und an das in der Folge nicht einmal mehr eine konturierte Erinnerung bewahrt wird, zu der sich der Täter künftig differenzierend in Bezug setzten könnte. Gemäß dem Talionsprinzip muss die Sühne für eine so drastische Extinktion in der reziproken Entdifferenzierung der eigenen Persönlichkeit bestehen.

Das bringt uns zurück zu unserer Ausgangsfrage: natürlich ist es jedermann möglich, ein postmodernes „Leben in Zitaten“ zu führen – der Film spitzt hier ja nur unwesentlich zu. Jedoch wäre es fatal, die so zur Schau gestellte Nicht-Verantwortlichkeit mit Unschuld zu verwechseln. Denn schuldig werden wir alle im Prozess unserer Individuation, indem wir notwendigerweise geliebte Vorbilder überwinden mit dem unsere Eigenständigkeit begründenden „Nein-des-Kindes“. Nur so können wir die persönliche Freiheit gewinnen, verantwortlich auch Falsches zu tun. Wohl dem, der dabei auf familiäre Verhältnisse stößt, die es ihm ermöglichen, seine Individuationsschuld dadurch abzutragen, dass er eine mit seinem Herkommen weiterhin korrespondierende eigene Identität entwickeln und leben kann.

Lanthimos, der bei diesem Film neben der Regie auch das bei den Filmfestspielen in Cannes prämierte Drehbuch verantwortet, gönnt seinen Protagonisten einen so konstruktiven Ausgang freilich nicht. Er zeigt uns vielmehr eine familiäre Welt, die durch die beharrliche Weigerung, Verantwortung für die Schuld der Vergangenheit zu übernehmen nur noch durch ihre Routine zusammengehalten wird. Da ist es nur konsequent, dass der Film sich einer Auflösung und Neuausrichtung dieser existentiell verfahrenen Situation entzieht. Ein weiterer Mensch stirbt aus Bilanzgründen und das Leben der übrigen geht ungerührt weiter: mit archaischer Vergeltung durch talionischen Ausgleich allein können Vergebung und Wachstum nicht erreicht werden. Der roboterhafte Umgang der Akteure miteinander, ihr konkordant stets etwas retardierter Rededuktus und die konsequente Verweigerung sozialer Qualitäten in allen Beziehungen intensivieren dabei noch die surreale Untergangsstimmung. Dies und eine exzellente Bildregie der Kamera, die sich oft autonom von den Darstellern zu bewegen scheint und sie in der Halbtotalen zu schutzlosen Objekten in einem kühlen Versuchslabor macht, lassen die Bedrohung durch die Brüchigkeit der oberflächlichen Ordnung für den Betrachter unabweislich spürbar werden.

Der Film führt beklemmend aus, wieviel wir zu verlieren haben, wenn wir versuchen, uns des Schuldgefühls, das unsere Verselbständigung immer begleitet, zu entziehen durch eine Delegation individueller Verantwortung: im Zweifelsfall uns selbst.

Zum Autor

Dr. Norbert Mink, Mainzer Str. 20, 65185 Wiesbaden
Psychoanalytiker